
ERWIN KOLLER: ERMUTIGUNGEN UND ANSTÖSSE FÜR EIN ZUKUNFTSFÄHIGES CHRISTSEIN

Startveranstaltung des Vereins „Tagsatzung im Bistum Basel“, Luzern 22. Januar 2005

Liebe Tagsatzerinnen und Tagsatzer!

Wer tagt und satzt, berät und entscheidet und geht von dannen mit dem festen Entschluss, auszurichten, was gemeinsam verabschiedet wurde, und zu tun, was beschlossen ist.

Abschiede

„Abschiede“ haben die Alten Eidgenossen die Dokumente genannt, welche die Beschlüsse der Tagsatzung festhielten. Sie wurden am Ende der Tagsatzung für jeden Gesandten schriftlich ausgefertigt, damit er sie in verbindlicher Form zuhänden seiner Regierung mit nach Hause nehmen konnte.

Satzungen zu machen, ist anspruchsvoll. Wenn ich die Satzungen des Vereins Tagsatzung lese, stelle ich fest: Auch sie sind anspruchsvoll. So kann ich Sie nur bitten, liebe Tagsatzerinnen und Tagsatzer: Bleiben Sie dabei! Und setzen Sie um, was Sie gesetzt haben. Es gibt genug jener, die nur Andeutungen machen oder unfertige Sätze ohne Punkt.

Es gibt freilich auch jene, die Sätze vor sich hertragen. So wie gewisse Leute eine Mitra vor sich hertragen lassen. Oder einen Befehl, den sie zu überbringen haben. Von ihnen unterscheidet sich die Tagsatzung nach bewährter Tradition dadurch, dass man sich austauscht und berät und jeden sich äussern lässt, bevor man Sätze beschliesst. Und dies nicht etwa nach dem Motto: Bilde dir meine Meinung! Und dass man gemeinsam beschliesst, was nachher auch alle mitzutragen bereit sind, und woran man später im Konfliktfall erinnert werden kann. An die „Abschiede“ eben.

Nur Minderheiten

Zur Kultur einer Tagsatzung gehört, dass man auf Minderheiten Rücksicht nimmt – wenn wir mal von den „Gemeinen Herrschaften“ absehen, derentwillen manche Tagsatzung tagte. Wenn man von Rücksicht auf Minderheiten spricht, tut man auch heute meist so, als ob es Mehrheiten gäbe. Dabei besteht etwa die politische Schweiz nur aus Minderheiten, und wir realisieren bei jeder Volksabstimmung, dass es jeweils ziemlich viele Minderheiten braucht, um fallweise eine Mehrheit zustande zu bringen.

Ich glaube, das ist in der Kirche prinzipiell nicht anders. Jedenfalls vertreten die Bischöfe in den kontroversen Fragen heutiger kirchlicher Praxis nur mehr eine kleine Minderheit, das hat die repräsentative Umfrage unserer Herbert-Haag-Stiftung für Freiheit in der Kirche letztes Jahr klar herausgestellt. Wenn es um das Frauenpriestertum oder um die Wiederverheiratung Geschiedener geht, vertreten die Bischöfe noch 25 bis 30 Prozent der Katholikinnen und Katholiken. Steht eine verstärkte Ökumene, die gemeinsame Eucharistiefeier bzw. das gastfreundliche Abendmahl

oder der Pflichtzölibat zur Debatte, dann haben die Bischöfe gar nur einen kleinen Rest von 10 Prozent hinter sich.

Ad Limina

Ich kann mir darum vorstellen, dass es unseren Bischöfen nicht so toll vorkommt, wenn sie demnächst im Vatikan [Ad Limina-Besuch vom 1. bis 5. Februar 02] gestehen müssen, sie seien nur die Vertreter einer kleinen Minderheit der helvetischen katholischen Minderheit. Wenn sie sich dann freilich – so ist nach den Verlautbarungen der letzten Zeit zu befürchten – mit den Erneuerungsblockierern und Reformstauwärtern an einen Tisch setzen müssen, dann sind jene ihrerseits nur Vertreter einer ideologischen Minderheit. Vielleicht – ich hoffe es – regen sich einige Bischöfe sogar grenzenlos darüber auf – ad limina eben.

Immerhin aber haben die Bischöfe zuvor noch zwei „Abschiede“ verabschiedet. Mit viel Aufwand, der unsern Respekt verdient. Da wird endlich wieder theologisch reflektiert und seelsorgerlich argumentiert. Da werden das Konzil und seine Folgen zuerst mal als Erfolgs- und nicht als Verfallsgeschichte dargestellt. Und auch wenn man Widersprüche feststellen und Fragen anmerken wird, ist doch der Ton der Dokumente auffallend wohltuend. Ganz im Gegensatz zum unsäglichen Kasernengepolter der römischen Instruktion „Redemptionis Sacramentum“ werden die angesprochenen Seelsorgerinnen und Seelsorger nicht verknurrt, sondern gebeten, dies und jenes zu beachten.

Unsere Stiftung für Freiheit in der Kirche hat im September 2004 an die Bischöfe appelliert: „Haben Sie keine Angst vor dem eigenen Kirchenvolk! Wenn Sie sich nicht gegen die Gläubigen stellen, haben Sie das Kirchenvolk hinter sich.“ Vielleicht hat die tiefe Vertrauenskrise, in der sich die Schweizer Bischöfe befinden, doch etwas ausgelöst. Wir können nur hoffen, dass es in Rom auch Leute gibt, die den beiden Dokumenten offene Ohren schenken.

Zorn und Ohnmacht

Bei aller Anerkennung kann ich freilich nicht verschweigen, dass vorerst der Berg eine Maus geboren hat, und selbst diese kann ihres Lebens nicht sicher sein, wenn es etwa um die Rechte der Laienpfarrerinnen und Laienpfarrer geht. Doch wenn es schon so schwierig ist, die von der Kirchenleitung selbst geschaffenen Probleme zu lösen, wie will man dann mit den wirklichen Problemen fertig werden, die sich den Kirchen heute stellen?

Als man zur Zeit des Konzils davon sprach, das 20. Jahrhundert sei das Jahrhundert der Kirche, hatte diese Aussage für mich eine grosse Leuchtkraft. Nach 30 Jahren Journalismus muss ich sagen: Das Licht ist verblasst. Zwar sehe ich die Notwendigkeit, dass die Kirche sich als Zeichen (oder Sakrament) und als Instrument der Botschaft des Evangeliums selber thematisiert. Doch zu oft erlebe ich eine Kirche, die fortdauernd um sich selber kreist und immer neue Probleme schafft, die sie allzu lange und oft gar nicht zu bewältigen vermag.

Was zurückbleibt ist der Zorn und die Ohnmacht vieler.

Oder wer will mir denn plausibel machen, dass sie notwendig waren und sind: Die Churer Wirren um Wolfgang Haas, die Endlosdebatte um den Zölibat, die dogmatisch verbrämte Verweigerungshaltung gegenüber einer echten Gleichstellung der Frauen, die sakramentale Verwaisung der Pfarreien, aber auch der Entzug von Lehrerlaubnissen an Universitäten und theologischen Hochschulen: gegen Stephan Pfürtner, Hans Küng, Josef Imbach, Eugen Drewermann und Leonardo Boff, um nur *die* Namen zu nennen, die mir am nächsten stehen. Sie stehen für Dutzende anderer, deren Einsicht und Leidenschaft unserer Kirche sehr wohl anstünden.

Die wirklichen Herausforderungen

All das waren und sind doch Probleme, die ungemein viele menschliche, intellektuelle und emotionale Energien gebunden haben. Dadurch haben sie verhindert, dass die Kirche frei war, um sich den wirklichen und drängenden Problemen der Gegenwart zu stellen. Wem an der Zukunftsfähigkeit des Christseins gelegen ist, der müsste doch Augen und Ohren auf andere Fragen lenken. Etwa:

- Wie können die Kirchen den Auftrag ihres Testamentes eigenständig und gleichzeitig tolerant, also im Dialog mit anderen Kirchen und Religionen erfüllen?
- Wie begegnen Christinnen und Christen den Sinnentwürfen, aber auch den Rissen und Abgründen der modernen Kultur?
- Auf welche Weise beteiligen sich Christinnen und Christen überzeugend am Kommunikationsprozess einer pluralistischen Gesellschaft?
- Was für einen Beitrag leisten Christinnen und Christen an die lokalen und globalen Herausforderungen von Politik und Wirtschaft?

Ein zukunftsfähiges Christsein

Das Salz kann nicht Salz der Erde sein, wenn es nur sich selber salzt. Das Licht auf dem Berg leuchtet nicht, wenn die Lichter hinter Mauern aufgestellt werden.

- Zukunftsfähig ist ein Christsein nur, wenn es sich entschieden von der Nabelschau ab- und den genannten Problemen zuwendet.
- Zukunftsfähig ist ein Christsein, wenn es das Korsett aufbricht, das die Kirche sich selbst verpasst hat.
- Zukunftsfähig ist ein Christsein, wenn es die Diskriminierung der Frauen nicht nur anklagt, sondern zuallererst in der eigenen Kirche beseitigt.
- Zukunftsfähig ist ein Christsein, wenn es dem pastoralen Notstand in den Gemeinden nicht mit Notlösungen begegnet, sondern mit neuen Zulassungsbedingungen zum Priesteramt für Männer und Frauen.

- Zukunftsfähig ist ein Christsein, wenn es der Ökumene eine echte Chance gibt und auch jene theologischen Gutachten Ernst nimmt, die sich für ein gemeinsames Abendmahlsverständnis und für ungeteilte Eucharistiefiern aussprechen.
- Zukunftsfähig ist ein Christsein, wenn es nicht nur da und dort der Kirchenhierarchie kleine Konzessionen abringt, sondern Freiheit zur Grundvoraussetzung des christlichen und kirchlichen Selbstverständnisses macht. Und das heisst nach alter Einsicht: Zukunftsfähig ist ein Christsein, das nicht damit rechnet, die Freiheit geschenkt zu bekommen, sondern das sich die Freiheit nimmt und erkämpft. Denn eine Kirche ohne Freiheit hat sich von der Gegenwart des 21. Jahrhunderts abgemeldet.

Darum sollte jede und jeder in ihrem Wirkungs- und Einflussbereich all das tun, was die Freiheit des Christenmenschen erfordert. Und all das tun heisst – wie in anderen Systemen von Grossorganisationen: immer ein bisschen mehr tun, als was in der eigenen Kompetenz liegt. Denn sonst entstehen Leerräume, die missbraucht werden.

Diese Zukunftsfähigkeit zu schaffen, ist ein gewaltiger Prozess, das ist offenkundig. Doch in unserer Kirche stehen nach wie vor – davon bin ich überzeugt – unglaubliche Ressourcen bereit.

Die Mechanik der Medien

Allerdings muss ich selbstkritisch beifügen: Die Medien werden Ihnen in der grossen Mehrzahl der Sparten, Organe und Kanäle bei diesem Prozess nicht behilflich sein. Sie wünschen sich Nabelschau und brauchen Konflikte. Sie setzen lieber auf autoritäre Figuren als auf solidarische Gemeinschaften. Sie empören sich über Skandale, nicht aber über einen Common Sense, der die Welt in den Abgrund reitet.

Der jüngste Tsunami war eine gewaltige Katastrophe, und die Medien machten ihn auch zur grössten Sensation. Dass alle zwei Tage ebenso viele Menschen hungers sterben, ist eine ebenso gewaltige Katastrophe, den Medien aber überhaupt keine Sensation wert. Was kümmert der allmähliche und alltägliche und unauffällige Tod? Oder ins Religiöse gewendet: Wen kümmert die skeptische Vergewisserung des Herzens? Wer interessiert sich, wenn gesellschaftliche Selbstverständlichkeiten durch Einsichten aus einem christlichen Ethos geritzt werden? Welche Kamera schaut hin, wenn sich jemand abseits der Flutlichter dem Samariter zuwendet, oder dem Hungernden und Dürstenden, dem Trauernden und dem Gefangenen?

Und überdies gilt: Nichts ist langweiliger, als wenn alles so liberal, so gesittet und ohne Aufsehen vor sich geht, nichts einschläfernder, als wenn Botschaften vertreten werden, die nach jeder Seite abgesichert und an allen Kanten abgeschliffen sind. Es ist eine fatale Mechanik, welche die Medien, einst vorrangige Instrumente der Aufklärung, im Namen der Publikumsgunst weit über die grossen Flächen des Boulevards hinaus in ihr Gegenteil verkehrt hat. – Ein triftiger Grund übrigens, sich für Aufbrüche nicht nur zu engagieren, sondern den *Aufbruch* auch zu abonnieren.

Und auf Grund des Referats von Hermann-Josef Venetz füge ich noch einen Punkt hinzu. Denn die von ihm zitierte Stelle Lukas 17,20f muss einem Medienschaffenden zu denken geben.

„Als Jesus von den Pharisäern gefragt wurde, wann das Reich Gottes komme, antwortete er: Das Reich Gottes kommt nicht so, dass man es an äußeren Zeichen erkennen könnte. Man kann auch nicht sagen: Seht, hier ist es!, oder: Dort ist es! Denn: Das Reich Gottes ist schon mitten unter euch.“

Diese Regie-Anweisung bringt natürlich – das können Sie nachfühlen – jede Kamerafrau zur Ver zweiflung. Und es braucht viel Kraft, dass Redaktorinnen und Journalisten, die mit Religion befasst sind, die Spannung aushalten. Der weitaus üblichere Reflex besteht darin, dass man die Kamera anderswohin richtet. Häufig ist es der Papst, was ja nicht falsch ist. Aber es wird dann problematisch, wenn Fernsehschaffende dadurch die Zuschauerinnen und Zuschauer das ge nannte Jesus-Wort vergessen machen.

Die telegene Kirche

Es ist nicht verwunderlich, dass die katholische Hierarchie bei vielen Medien hoch im Kurs steht. Da gibt's etwas zu sehen. Da gibt's klare Identifikationsfiguren, Symbole und Riten. Und da gibt's den Streit zwischen den Guten und den Bösen. Doch selbst wer als Bösewicht dasteht, kann sich mit der alten Regel der Public Relations trösten, dass dies noch lange besser ist als gänzlich verschwiegen zu werden. Schon Dostojewskis Grossinquisitor wusste, was Jesus bei seinem Umgang mit dem Volk falsch gemacht und was die Kirche besser machen muss.

So haben wir denn heute eine katholische Religion, die wie keine andere Religion der Welt die Medien besetzt – zumindest die uns bekannten. Die Frage ist aber erlaubt und sie drängt sich auf – es ist die unausgesprochene Frage des stummen Jesus vor dem Grossinquisitor: Wo bleibt die Botschaft? Welcher Zeuge richtet da – ich nehme die Friedensbotschaft des Papstes ausdrück lich aus – welcher Zeuge richtet in der heutigen Welt etwas im christlichen Sinn Nachhalti ges und Zukunftsfähiges aus? Wo wird eine heilende Verheissung erahnbar?

Aus Mediensicht möchte ich bescheiden hinzufügen: Auch das Gute ist ansteckend. Ein Johan nes XXIII. hat die Medien elektrisiert, das haben wir Älteren noch erlebt. Das Zweite Vatikanische Konzil stand gerade mit seinen Mut machenden Botschaften in den Schlagzeilen. Das war eine kleine Revolution längst vor derjenigen der 68er. Lassen Sie also, auch bezüglich der Medien, nicht alle Hoffnung fahren.

Dialogstruktur und Dialogkultur

Die Tagsatzung ist eine Einrichtung, die für Minderheiten geschaffen ist und sie miteinander ins Gespräch bringt. Sie ist eine Dialogstruktur, die zu einer Dialogkultur anhält. Denn ihr blieb gar nichts anderes übrig angesichts der Tatsache, dass es keine Instanz und keine Autorität gab, die ihr übergeordnet war. Ich glaube, es ist für die Kirche höchste Zeit, diese Dialogkultur zu über nehmen und sich ihre Dialogstruktur anzueignen. Das macht zukunftsfähig. Wir dürfen die Zu-

kunft nicht den Rechthabern überlassen, die immer schon und bevor sie jemanden angehört haben, wissen, wie es ist und was gilt.

Wir müssen freilich diese dialogische Hoffnung auch attraktiv machen, damit jene, die überall und zuallererst sicheren Halt suchen, in diesem Dialog eine befreiende Chance entdecken.

Die lange Tagsatzung

Einmal im Verlauf der jahrhundertealten Institution der Tagsatzung gab es eine Tagsatzung, die als „lange Tagsatzung“ in die Geschichte einging. Sie dauerte von April 1814 bis August 1815. Die Französische Revolution und Napoleon hatten den Kontinent umgepflügt. Doch als Napoleon verbannt war, sahen die Vertreter der „Alten Schweiz“ die Zeit gekommen, um die Verhältnisse des Ancien Régime von vor 1798 wieder herzustellen. Und den Vertreter der „Neuen Schweiz“ gelang es nur dank ausländischem Druck, sie davon abzubringen.

Es könnte ja sein, dass auch die Kirche mal eine „Lange Tagsatzung“ braucht, um die vorkonziliären Geister mit den zukunftsfähigen zu versöhnen. Das wird einen langen Atem brauchen. Und vielleicht braucht es auch hier einen sanften Druck, um den Ewig-Gestrigen auf die Sprünge ins Morgige zu helfen.

Gründe um zu leben und zu hoffen

Gestatten Sie mir, dass ich Ihnen am Ende der heutigen Tagung drei Fragen mit auf den Weg gebe:

1. Welchen „Abschied“ nehmen Sie mit nach Hause, und welche gemeinsame Überzeugung oder welchen Beschluss richten Sie denen aus, mit denen Sie zusammenarbeiten?
2. Was fällt „aus Abschied und Tranktanden“: weil es nicht relevant ist, oder weil die blosser Klage nicht weiter hilft, wenn der gemeinsame Wille zum Handeln fehlt, oder weil die Machtverhältnisse es schlicht unmöglich machen? Und
3. Was wollen Sie tun?

In der Konzilskonstitution GAUDIUM ET SPES steht der unerhörte Satz: „Das künftige Schicksal der Menschheit ruht in den Händen derer, die es verstehen, den Generationen von morgen Gründe zu geben, um zu leben und zu hoffen.“

Liebe Tagsatzerinnen und Tagsatzer, liebe Freundinnen und Freunde! Jeder und jede von Ihnen hat ein Stück dieses Schicksals in seiner, in ihrer Hand. Vertrauen Sie darauf und nehmen Sie diese Frage sozusagen als „Abschied“ mit nach Hause:

Welche Gründe gebe ich den Katholikinnen und Katholiken, den Reformierten, den Musliminnen und den Agnostikern, welche Gründe gebe ich ihnen, um zu leben und zu hoffen?

Ich danke Ihnen für Ihr Gehör.

Luzern/Uster, 22. Januar 2005/Erwin Koller